Glauben bezeugen – Hoffnung teilen

Eröffnung der bundesweiten Diaspora-Aktion des Bonifatiuswerkes in Fulda, 8. Nov. 2026

Eine kleine Kirche mit großer Hoffnung – katholisches Leben in Schweden

P. Dominik Terstriep SJ, Stockholm

Neulich auf der Straße in Stockholm: Eine Gruppe Jugendlicher, vielleicht 16 Jahre alt. Einer von ihnen kommt auf mich zu, streckt mir die Hand entgegen und stellt sich vor: „Hej, ich heiße Rasmus." Dann fragt er mich: „Sind Sie Priester?"

„Ja", antworte ich, etwas überrascht von dieser direkten Art.

„Ich möchte katholisch werden. Wie mache ich das?", fährt er fort.

Eine solche Begegnung wäre vor wenigen Jahren auf den Straßen Stockholms kaum vorstellbar gewesen. Ebenso wenig, dass Schüler und Studenten ihre Freunde fragen, ob sie am Sonntag mit ihnen in die Kirche gehen möchten.

Und doch erleben wir genau das heute.

Es sind zunächst einzelne Begegnungen. Man sollte sie nicht vorschnell zu einem großen Aufbruch erklären. Aber sie sind auch keine bloße Einbildung. Die Religionssoziologie beobachtet in Schweden Entwicklungen, die unsere Erfahrungen bestätigen. Die Ergebnisse einer Langzeitstudie des an der Universität Göteborg angesiedelten SOM-Instituts zur Religiosität und Säkularisierung in Schweden von 1988 bis 2024 weisen darauf hin, dass sich die bisherige Entwicklung nicht einfach linear fortsetzt.

Säkularisierung erscheint jedenfalls nicht mehr selbstverständlich als ein unumkehrbarer Prozess. Insbesondere bei jüngeren Menschen lässt sich ein neues Interesse an Religion und existenziellen Fragen beobachten. Die gegenwärtige Generation ist nicht automatisch säkularer als die vorhergehende.

Wenn ich auf unsere Pfarrei St. Eugenia in Stockholm schaue, kann ich sagen: Diese Beobachtung entspricht unseren Erfahrungen. In diesem Jahr werden wir voraussichtlich rund 120 Erwachsene in die katholische Kirche aufgenommen haben, durch Taufe oder Konversion. Das ist mehr als dreimal so viel wie in den Vorjahren.

Wer sind diese Menschen?

Sie sind überwiegend männlich: Rund 60 Prozent. Sie sind jung: Etwa zwei Drittel gehören zur Altersgruppe zwischen 17 und 30 Jahren. Und viele von ihnen hatten zuvor kaum oder gar keinen Kontakt zu einer christlichen Gemeinschaft.

Ich werde oft gefragt, woran dieses neue Interesse liegt. Eine einfache Antwort darauf gibt es nicht.

Manche Menschen werden von der Gottesfrage berührt. Sie spüren, dass die Wirklichkeit vielleicht größer ist als das, was wir sehen, messen und erklären können. Es muss doch mehr geben als das, was wir ohnehin schon kennen.

Andere suchen Orientierung in einer Welt, in der scheinbar alles zur Wahl steht, in der aber die Kriterien für gute Entscheidungen immer schwieriger zu finden sind. Wieder andere erleben unsere Zeit als eine Abfolge miteinander verflochtener Krisen. Sie suchen Halt, Verlässlichkeit und eine Gemeinschaft, die über den Augenblick hinausreicht.

Und dann ist da das spezifisch Katholische: die lange philosophische und theologische Tradition, die Liturgie, die Sakramente, die unterschiedlichen Spiritualitäten, die Vielfalt von Menschen und nicht zuletzt ihre weltweite Gestalt.

Wir sollten dabei eines nicht übersehen: Diese Menschen suchen nicht alle dasselbe. Manche suchen zunächst Antworten, andere eine Gemeinschaft, wieder andere entdecken erst allmählich, was sie eigentlich suchen. Und nicht jeder, der sich für den Glauben interessiert, wird am Ende katholisch werden.

Aber wir erleben Menschen, die sich ernsthaft mit dem Glauben auseinandersetzen wollen. Sie möchten wissen, was die Kirche glaubt und warum sie es glaubt. Sie erwarten keine bloßen Werbesprüche, sondern nachvollziehbare Gründe. Sie wollen die Liturgie kennenlernen, Fragen stellen und sich mit der Überlieferung der Kirche auseinandersetzen.

Das fordert uns heraus. Denn wir müssen bereit sein, den Glauben verständlich zu vermitteln und zugleich in seiner Tiefe zu erschließen. Wir dürfen die Menschen nicht nur danach fragen, was sie bei uns suchen. Wir müssen ihnen auch zeigen, was wir empfangen haben: den Glauben an Jesus Christus.

Glaube bezeugen – Hoffnung teilen. Das beginnt für mich genau hier: bei der Bereitschaft, einem Menschen wie Rasmus nicht nur eine Tür zu öffnen, sondern ihn auf seinem Weg des Glaubens zu begleiten.

Warum ist eine solche Entwicklung gerade in Schweden möglich?

Ich kann darauf keine abschließende Antwort geben. Aber ich möchte einige Beobachtungen und Vermutungen mit Ihnen teilen.

Vielleicht hat die weitgehende Säkularisierung der schwedischen Gesellschaft eine paradoxe Folge. Viele junge Menschen sind nicht mehr durch eine religiöse Familiengeschichte geprägt. Sie haben kaum eigene Erfahrungen mit Kirche, weder positive noch negative. Die katholische Kirche ist für sie nicht unbedingt eine Institution, von der sie sich distanzieren müssen. Sie ist vielmehr eine Welt, die sie neugierig macht.

Religiöse Familienkultur, das gemeinsame Gebet, der sonntägliche Kirchgang und ein Leben im Rhythmus des Kirchenjahres sind in Schweden zu einem Randphänomen geworden.

Daraus ergibt sich eine bemerkenswerte Umkehrung: Wenn ein junger Mensch heute gegen die Erwartungen seiner Eltern aufbegehren möchte, kann es durchaus geschehen, dass er oder sie in die Kirche geht.

Das ist natürlich zugespitzt. Aber es macht deutlich, dass sich die gesellschaftlichen Voraussetzungen verändert haben. Die Zukunft des Glaubens lässt sich nicht einfach aus den religiösen Gewohnheiten der Elterngeneration ableiten.

Ein zweiter Faktor ist die besondere Diasporasituation der katholischen Kirche in Schweden.

Wir sind eine kleine Kirche. Die Zahl der registrierten Katholiken liegt bei ungefähr 132 000; unter Einbeziehung nicht registrierter Gläubiger wird die Gesamtzahl deutlich höher geschätzt (auf ca. 300 000). Katholiken bilden nur einen kleinen Teil der schwedischen Bevölkerung.

Zugleich ist unsere Kirche im buchstäblichen Sinn katholisch: Menschen aus zahlreichen Völkern und Nationen feiern gemeinsam Gottesdienst. „Eingeborene“ Schweden und Menschen mit Migrationsgeschichte, Menschen aus Europa, Asien, Afrika, Südamerika und dem Nahen Osten gehören zu derselben Kirche. Unterschiedliche Sprachen, kulturelle Prägungen und Lebensgeschichten treffen aufeinander. Katholisch werden ist hier ein Aufbruch in die Weite und Vielgestaltigkeit der Kirche.

Das ist nicht immer einfach. Es gibt Verständigungsprobleme, unterschiedliche Erwartungen und Konflikte. Aber wir erfahren sehr konkret, was es bedeutet, dass die Kirche größer ist als die eigene Nation, die eigene Kultur und die eigene Lebensgeschichte.

Unsere Kirche ist zudem institutionell vergleichsweise jung und klein. Sie verfügt über begrenzte finanzielle Mittel und wenige eigene Einrichtungen. Sie ist nicht in gleicher Weise mit den historischen Machtpositionen einer früheren Mehrheitskirche belastet. Zugleich tragen wir mit uns die Erinnerung an Verbote und Ausgrenzung in unserer eigenen Geschichte und in den Biografien vieler unserer Gläubigen.

Wir reisen, könnte man sagen, mit leichtem institutionellem und historischem Gepäck.

Das hat Nachteile. Es bedeutet knappe Ressourcen, viel ehrenamtliche Arbeit und eine große Abhängigkeit von Unterstützung. Aber es kann auch beweglich machen. Es gibt weniger Apparat, weniger Instanzen, die konsultiert werden müssen, und manchmal eine aus der Not geborene Haltung: Lasst es uns einfach einmal versuchen. Zudem sind wir gezwungen, andere um Hilfe zu bitten, was den meisten Menschen eher widerstrebt.

Unsere Kleinheit ist kein Vorteil an sich. Aber sie zwingt uns zu fragen: Was brauchen wir wirklich? Was ist für unseren Auftrag wesentlich? Und worauf können wir verzichten?

Eine weitere Erfahrung möchte ich in einem Satz zusammenfassen: **Diaspora diszipliniert – wenn wir uns von ihr auf das Wesentliche zurückführen lassen.**

Wir können uns den Luxus endloser theologischer und pastoraler Grabenkämpfe nicht leisten. Nicht, weil wir keine unterschiedlichen Meinungen hätten. Sondern weil wir wissen, wie sehr wir aufeinander angewiesen sind.

In der DNA der katholischen Kirche in Schweden sitzen die Jahrhunderte von Verbot, Unterdrückung und Ausgrenzung alles Katholischen. Diese Geschichte ist nicht nur eine historische Erinnerung. Sie lebt auch in den Erfahrungen vieler Christen weiter, die aus dem Nahen und Mittleren Osten zu uns gekommen sind.

Unter solchen Bedingungen wird Einheit zu einer Überlebensfrage.

Einheit bedeutet dabei nicht, dass wir alle gleich sein müssen. Sie bedeutet, dass wir uns in aller Verschiedenheit auf denselben Herrn beziehen und uns von demselben Glauben tragen lassen.

Auch die Verbindung mit Rom und dem Papst ist mir persönlich erst im Norden in ihrer existenziellen Bedeutung aufgegangen. Hier erleben wir, wie klein wir sind. Zugleich wissen wir, dass wir zu der weltweiten Kirche gehören, zu der rund 1,4 Milliarden Katholiken gezählt werden. In der Person des Papstes hat diese Einheit einen sichtbaren Bezugspunkt.

Die Verbindung mit Rom ist für uns nicht einfach eine Frage kirchlicher Verwaltung. Sie verbindet uns mit der weltweiten Gemeinschaft der Kirche und mit der apostolischen Überlieferung, deren Ursprung in Jesus Christus liegt.

Viele Menschen, die zu uns kommen, entdecken das intuitiv. Sie möchten nicht einfach einer örtlichen Gemeinschaft beitreten. Sie wollen den Glauben der Kirche kennenlernen, seine Gründe verstehen und in eine Gemeinschaft hineinwachsen, die ihre eigenen Grenzen überschreitet.

Sie erwarten Klarheit in der Vermittlung des Glaubens und in der Liturgie. Sie möchten wissen, was die Kirche glaubt, wie sie betet und weshalb sie bestimmte Dinge tut. Sie suchen nicht unbedingt nach einer Kirche, die ihnen in allem zustimmt. Sie suchen eine Kirche, die etwas zu sagen hat und dafür glaubwürdige Gründe nennen kann.

Das ist für uns eine große Chance, aber auch eine Verantwortung. Wir dürfen die Fragen dieser Menschen nicht mit vorschnellen Antworten abfertigen. Wir müssen ihnen Zeit geben, sie ernst nehmen und sie mit Geduld begleiten. Und wir müssen selbst immer wieder neu entdecken, aus welcher Quelle wir leben.

Für die Praktikanten des Bonifatiuswerkes, die bei uns in der Pfarrei oder im Buchhandel mitarbeiten, ist diese Wirklichkeit zunächst eine neue, bisweilen fremde Erfahrung. Die katholische Kirche in Schweden funktioniert anders als die Kirche, die sie aus Deutschland kennen. Sie erleben eine kleine Kirche, in der Menschen aus vielen Ländern zusammenkommen und in der ehrenamtliches Engagement eine große Rolle spielt. Ich glaube, dass die meisten von ihnen bereichert nach Deutschland zurückkehren.

Und damit komme ich zu der Frage, was wir aus Schweden der Kirche in Deutschland mitgeben können.

Zunächst möchte ich eines ausdrücklich sagen: Wir verstehen uns nicht als Erfolgsmodell. Wir haben keine Patentlösung für die Herausforderungen der Kirche in Deutschland. Unsere Situation ist anders, unsere Geschichte ist anders, und auch die gesellschaftlichen Voraussetzungen unterscheiden sich.

Wir wissen außerdem sehr gut, wie sehr wir selbst auf Unterstützung angewiesen sind.

Das Bonifatiuswerk und viele Gläubige in Deutschland haben unsere Kirche über Jahrzehnte großzügig unterstützt. Sie haben dazu beigetragen, dass wir unsere pastorale Arbeit leisten, unsere Gebäude erhalten und Menschen auf ihrem Glaubensweg begleiten können.

Diese Unterstützung hat uns nicht nur materielle Möglichkeiten eröffnet. Sie hat uns auch erfahren lassen, dass wir nicht allein sind. Diaspora bedeutet Kleinheit, aber nicht Verlassenheit. Wir gehören zu einer größeren Gemeinschaft, in der wir füreinander Verantwortung übernehmen.

Vielleicht können wir heute etwas zurückgeben. Nicht in erster Linie Geld oder institutionelle Lösungen, sondern eine Erfahrung, die wir selbst machen durften: **Glaube hat Zukunft! Und damit auch unsere Kirche – in welcher Gestalt auch immer.**

Ich weiß, dass viele Christen in Deutschland unter Gegenwind, Vertrauensverlust und sinkenden Mitgliederzahlen leiden. Ich weiß auch, dass es Gründe für Enttäuschung und Kritik gibt, die man nicht einfach beiseiteschieben darf.

Aber die gegenwärtige Situation ist nicht das letzte Wort über die Kirche. Die Kirche ist nicht am Ende, sondern befindet sich in einer Metamorphose, die von uns heilige Neugier und Gestaltungswillen fordert.

Wenn junge Menschen in Schweden beginnen, sich für den katholischen Glauben zu interessieren, dann beweist das nicht, dass alle Probleme verschwunden wären. Es zeigt aber, dass Menschen auch unter Bedingungen, die dem Glauben wenig förderlich sind, neu nach Gott fragen können.

Vielleicht sollten wir deshalb vorsichtig sein mit der Vorstellung, die religiöse Entwicklung sei bereits unumkehrbar festgelegt.

Was können wir aus dieser Erfahrung mitnehmen? Ich möchte drei Dinge nennen: Hoffnung, Freude und Mut.

Erstens: Hoffnung.

Hoffnung bedeutet nicht, dass wir uns die Wirklichkeit schönreden. Sie bedeutet auch nicht, dass wir darauf warten, dass sich die Zahlen irgendwann wieder verbessern.

Christliche Hoffnung gründet tiefer. Sie vertraut darauf, dass Gott auch dort wirken kann, wo wir selbst kaum Möglichkeiten sehen. Wir können nicht erzwingen, dass Menschen glauben. Wir können aber Zeugnis geben, Türen öffnen und Räume schaffen, in denen Menschen dem Glauben begegnen können.

Die Begegnung mit Rasmus erinnert mich daran, dass wir nicht immer wissen, was Gott im Leben eines Menschen vorbereitet. Manchmal kommt jemand auf uns zu und stellt eine Frage, mit der wir nicht gerechnet haben. Dann sollten wir bereit sein.

Zweitens: Freude.

Wir müssen den Glauben nicht nur als eine Aufgabe betrachten, die wir unter schwierigen Bedingungen erfüllen sollen. Wir dürfen uns auch an ihm freuen.

An der Liturgie, die uns über uns selbst hinausführt. An den Sakramenten, in denen Christus uns begegnet. An der Schönheit der Tradition, an der Gemeinschaft und an der Möglichkeit, mit Menschen aus unterschiedlichen Kulturen gemeinsam zu glauben und zu beten.

Diese Freude ist kein oberflächlicher Optimismus. Sie weiß um die Schwierigkeiten und Enttäuschungen. Aber sie lebt aus der Erfahrung, dass der Glaube ein Geschenk ist.

Wenn wir diese Freude nicht mehr vermitteln können, werden wir den Glauben schwerlich weitergeben. Menschen müssen nicht nur hören, dass der Glaube wichtig ist. Sie sollten erfahren können, dass er das Leben bereichert.

Drittens: Mut.

Die Diasporasituation lehrt uns, dass wir nicht zuerst sichern müssen, was uns noch geblieben ist. Wir müssen uns fragen, wozu wir da sind.

Natürlich brauchen wir gute Strukturen, verlässliche Finanzen und verantwortliche Planung. Aber all das ist kein Selbstzweck. Es soll uns helfen, unseren Auftrag zu erfüllen.

Manchmal bedeutet das, Neues zu wagen. Menschen einzuladen, die wir bisher nicht im Blick hatten. Ungewohnte Wege der Glaubensvermittlung zu erproben. Auf Fragen einzugehen, die uns selbst herausfordern. Und den Glauben so zu bezeugen, dass Menschen ihn verstehen und sich mit ihm auseinandersetzen können.

Der Glaube gehört uns nicht. Wir haben ihn empfangen, damit wir ihn weitergeben.

Im Gleichnis von den Talenten fragt der Herr, was wir mit dem getan haben, was uns anvertraut worden ist. Haben wir es aus Angst vergraben? Oder haben wir darauf vertraut, dass es wachsen und Frucht bringen kann?

Vielleicht ist das auch die Frage an uns heute.

Nicht: Wie können wir möglichst lange sichern, was uns noch geblieben ist?

Sondern: Was haben wir empfangen, und mit wem können wir es teilen?

Wir haben einen Glauben empfangen, der uns nicht gehört. Wir haben eine Hoffnung empfangen, die größer ist als unsere gegenwärtige Situation. Und wir haben eine Kirche empfangen, die uns über alle Grenzen hinweg miteinander verbindet.

Diesen Glauben wollen wir bezeugen. Diese Hoffnung wollen wir teilen und mutig für sie einstehen.